

Lieber Tobias Rüter, liebe Jury, lieber Freundeskreis und liebe Freundinnen – und liebe Karen, die alle Strippen gezogen hat, damit wir in dieser Ausnahmezeit doch feiern können und dazu noch an diesem wunderschönen Ort! An dem wir, nebenbei bemerkt, vor zwei Sommern, als wir hier in kleiner Runde zusammensaßen, um über laufende Projekte zu sprechen, auch einen meiner Baldwins zerpfückt haben. So schließt sich gewissermaßen ein Kreis, und der Helmut-M.-Braem-Preis ist eine in mehrfacher Hinsicht stärkende Wegzehrung für die weitere Reise mit James Baldwin.

In Baldwin-Rezensionen lesen wir immer wieder die Formulierung, sein Werk sei „leider noch immer erschütternd aktuell“. Bestimmt hat man das auch von mir in den knapp zweieinhalb Jahren, seit Baldwins Debütroman in meiner Neuübersetzung erschienen ist und ich in Lesungen und Interviews über sein Werk spreche, schon das ein oder andere Mal gehört. Stimmt ja auch. Und doch stimmt was nicht mit dieser Aussage. Zunächst mal bemisst sich ein bedeutendes literarisches Werk natürlich nicht an seiner Aktualität, bzw. ist *zum Glück* und nicht *leider* zeitlos. Unbehagen bereitet aber auch das „noch immer“, als hänge die bedauerliche Realität einfach *immer noch* unseren Erkenntnissen hinterher, dem, was James Baldwin uns seit sechzig Jahren erzählt. Gerade in diesen Tagen werden Baldwin-Zitate gern genommen, sie rütteln auf, sie prangern an, manchmal spenden sie Trost, oft fordern sie uns auf, Verantwortung für unser Handeln zu übernehmen, und immer nicken wir und sind zutiefst einverstanden mit ihm.

Als ich vor Kurzem mit einer Freundin über den Mord an George Floyd sprach, kamen wir unvermeidlich auf das Bild, das sich uns allen eingebrannt hat, das Bild eines Menschen, der minutenlang auf dem Hals eines anderen Menschen kniet und ihm die Luft zum Atmen nimmt, und sie fragte: „Aber jetzt sag mir doch mal, warum hat er das gemacht?“ Eigentlich ist das die naheliegendste Frage überhaupt, und sie klingt so, als hätten wir sie schon tausendmal gehört – oder gestellt. Schließlich geht es ja hier nicht um Notwehr oder um irgendeine missliche Überreaktion im Eifer des Gefechts. Aber tatsächlich taucht in all den Diskussionen der vergangenen Wochen diese Frage nicht auf. Vielleicht, weil sie zu viel mit uns selbst zu tun hat. Und weil die Frage uns stärker fordert als mögliche Antworten.

Das ist das Terrain, das wir betreten, wenn wir James Baldwin lesen. Kunst sei dazu da, die Fragen offenzulegen, die durch Antworten verschleiert werden, lautet eine klassische Baldwin-Sentenz. Das heißt ja nicht, dass er im Ungefähren bleibt, im Gegenteil, wir verdanken ihm messerscharfe Gesellschaftsanalysen, die er in Reden, in Interviews und in seinen Essays formuliert hat. Doch auch dort entlässt er uns mit Fragen, die unter anderem daher rühren, dass er Wörter anders benutzt als im Mehrheitsdiskurs vorgesehen. Einer der für mich eindrücklichsten Sätze stammt aus dem Brief an seinen Neffen im Essayband *Nach der Flut das Feuer. The Fire Next Time*, in dem Baldwin dem fünfzehnjährigen James Orientierung bieten möchte für ein Leben im rassistischen Amerika der frühen Sechzigerjahre. Weiße, so schreibt er, erachteten Dominanz und Privileg als naturgegeben und nicht als von ihnen gemacht und mit allen Mitteln bewahrt – auch den Mitteln der Arglosigkeit und des liberalen Wohlwollens. „In der Unschuld liegt das Verbrechen“, schreibt Baldwin an seinen Neffen. „It is the innocence which constitutes the crime.“ Wörter bekommen eine andere Bedeutung, aus vermeintlicher Tugend wird tödliche Ignoranz, und die Wörter öffnen Räume, in die hineinzugehen schmerzt.

Oft werden in der Übersetzung weitere Türen aufgestoßen, die das Original vielleicht gar nicht vorsieht – sehr deutlich im eben zitierten Satz, der bei uns noch mal in einen spezifisch deutschen Hallraum tritt. Was heißt es für *uns*, Baldwin zu lesen? Und *beim* Übersetzen werden auch Türen aufgestoßen. Ich werde euch jetzt nicht in all die Räume mitnehmen, die ich beim Übersetzen von Baldwin betreten darf und betreten muss. Aber in einem dieser Räume wohnt besagte Unschuld. Was heißt es für mich, Baldwin zu *übersetzen*?

„Ich schreibe, um rauszufinden, was ich nicht weiß. Ich schreibe, um rauszufinden, was ich nicht wissen will.“ So charakterisierte Baldwin in einem Interview mit der *Paris Review* das Romaneschreiben im Unterschied zum Predigen – das er als Jugendlicher mit Inbrunst betrieben hatte. In seinem Debüt *Von dieser Welt* (in dem ja im Übrigen auch ausgiebig gepredigt wird) erkundet Baldwin wie in all seinen Werken, was eine rassistische Gesellschaft mit der Seele macht, und zwar mit den Seelen aller Menschen – auch wenn die Mehrzahl der Menschen sich leisten kann, die Beschädigungen zu leugnen. Was wiederum die Leugnung mit der Gesellschaft macht, das erkundet Baldwin auch.

Und zwar in einer Sprache, die er in zehn Jahre währendem Ringen bei der Arbeit an diesem Roman einem Englisch abgetrotzt hat, das er liebte, das er hasste und das ihm

unzulänglich erschien, ungeeignet, seine Erfahrungen auszudrücken. Seine Sätze sind ein musikalisches Spiel aus Fließen, Stocken, Verstummen, Verzögern, Wiederholen und Punktlanden, das mich immer wieder begeistert und zur Verzweiflung treibt, und sie jonglieren in diesem ganz eigenen Rhythmus Widersprüche, die für ihn zusammengehörten: Freude und Schmerz, Beständigkeit und Veränderung, Leben und Tod. Die Widersprüche nicht aushalten zu können, das war für Baldwin ein Merkmal des weißen Amerika. Ambivalenzen, Gleichzeitigkeiten, Zweifel, Fragen, Blue Notes. Zeichen der Menschlichkeit.

Baldwin hat sich zeitlebens gegen alle Zuschreibungen von außen und alle Vereinnahmungen verwehrt, sei es als Schwarzer, als Schwuler, als Amerikaner, als Schriftsteller – Etiketten wie Sprachrohr oder Ikone waren ihm ein Graus, und wir lesen ihn aus vielen verschiedenen Gründen und auf vielfältige Weise. Ich glaube, dass wir ihn *auch* lesen, um rauszufinden, was wir nicht wissen wollen; auch deswegen empfinde ich es als großes Glück, dass James Baldwin bei uns wieder angekommen ist. Dafür danke ich dem quirligen Team bei dtv und allen voran meinem begnadeten Lektor Lars Claßen. Danke sagen möchte ich auch dem Deutschen Übersetzerfonds, der mir ermöglicht hat, das mit dem Rhythmus auszuprobieren, noch mal zu probieren und dann noch mal anders zu probieren, und auch, mich in einigen der oben erwähnten Räume etwas länger aufzuhalten. Ganz herzlichen Dank der Jury und dem Freundeskreis für diesen schönen Preis!